

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 25

Artikel: Die gelbe Kette [Fortsetzung]
Autor: Odermatt, Esther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640426>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 25 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 23. Juni 1923

~ Nur keinen Stein. ~

Von Johann Ludwig Deinhardstein.

Werft keinen Stein auf jene, die gefallen;
Der Mensch ist schwach, Versuchung über allen;
Vielleicht hat nichts euch mit der Welt entzweit,
Vielleicht das Glück nur euch vom Fall befreit.

Nur keinen Stein!

Ihr seht die Tat; doch auch des Täters Schmerzen?
Habt ihr gelesen sie in seinem Herzen?
Er fiel — allein er hat wohl auch gestritten,
Er hat gefehlt, doch hat er auch gelitten. —

Nur keinen Stein!

Und müßt mit Abscheu wenden ihr die Blicke,
So wendet sie zum Bessern bald zurücke;
Nicht soll durch euch sein kaltes Herz erwärmen,
Nehmt Hilfe ihm und nehmt ihm selbst Erbarmen. —

Nur keinen Stein!

Der Stein, den ihr geschleudert auf die Sünder,
Er fällt auf euch, vielleicht auf eure Kinder. —
Man fragt euch einst an eines Thrones Stufen:
Wer hat zu andrer Richter euch berufen? —

Nur keinen Stein!

Als reuerfüllt mit flehender Gebärde
Das Weib gekniet vor dem Herrn der Erde,
Und als der Herr sie allbetrachtend fragte:
„Wer wirft zuerst?“ wer war es, der es wagte? —
Nur keinen Stein!

~ Die gelbe Kette. ~

Novelle von Esther Odermatt.

3

II.

Erfüllt von dem Erlebten, gierig, es vor dankbaren Zuhörern auszubreiten, hatten die Kameraden am heimatischen Bahnhof Paul verlassen, der allein seinem Dorfe zufuhr. In einer merkwürdigen Spannung, verlegen, rüstete er sich innerlich zur Abwehr und hoffte doch unbewußt auf etwas, das diese Abwehr besiegte. Wie würde die Mutter ihn aufnehmen? Er öffnete seinen Rucksack, sich zu überzeugen, daß die zierlich verschürzten, von der Signora und Maria für die Mutter und die Brüder gespendeten Päcklein nicht zerdrückt waren.

Freudig und stolz empfingen die Eltern und der kleine Bruder ihn am Bahnhof; denn Fritz hatte schon durchs Telephon dem Herrn Direktor die Tat des Sohnes verkündet, und Paul war wie erlöst durch diesen Freundesdienst. Unbefangen berichtete er von allerlei Reiseerlebnissen und Eindrücken, streifte kaum das Hauptereignis und wurde erst warm beredt, als er zu Hause seine Geschenke hervorkramte und es ihm dabei plötzlich überquellend herausprudelte: „Eine zweite Heimat solle mir die Collina d'Oro

sein, und für die nächsten Ferien schon haben sie mich eingeladen.“

Die Mutter zog eben ein feines Spitzentüchlein aus den Seidenhüllen. Paul sah sie mit einem weichen, fast bittenden Ausdruck an, die Hand schon in der Brusttasche, seine Kette hervorzuholen und als das Köstlichste zu den anderen Schätzen zu legen, als die Mutter, die die ungewohnte Wärme ihres Sohnes nicht verstand, ja, als etwas fast Fremdes, ihr Feindseliges beargwöhnte, in hilfloser Verlegenheit abwehrte:

„Das wäre wirklich nicht nötig gewesen. Solch unnützes Zeug! Das hat gewiß eine Menge Geld gekostet. Und ich habe doch das Fräulein nicht aus dem Wasser gezogen.“

„Aber ich, und du bist doch meine Mutter,“ bat Paul eindringlich und wollte, sie umschließend, ihr Verständnis suchen, sie in sein Vertrauen ziehen. Aber nur einen Schritt tat er ihr entgegen, dann fühlte er, wie ein kalter Hauch ihm seine Freudenflamme löschte. Mit jähem Ruck schloß sich ihm sein Innerstes zu. Er ließ die Kette in seiner Tasche versinken und ging still hinaus.

„Verdirb doch dem Buben die Freude nicht,“ mahnte der Vater, „die hat er doch verdient, der tapfere Kerl.“

„Ja, ja,“ gab sie kleinlaut zu. Sie fühlte sich instinktiv beschämt von der Güte der Fremden und sperrte sich gegen die Einsicht, die sich ihr doch aufdrängte. „Aber da soll mir nicht so eine fremde Dame kommen und mir meinen Buben verderben und verzärteln. Der ist sonst schon ein Eigener, ein Phantast, und zu Hause war ihm sonst schon nichts gut genug.“

„Aber, Frau, dich hat ja die fremde Dame verwöhnt mit dem Lächeln da. Und der Bub, ja, wohl ist er ein Eigener. Von meiner Fabrik will er nichts wissen und von uns oft nicht viel; aber verderben? Du weißt schon, daß er nicht so leicht zu verderben ist.“

„Ja, ja, ich weiß,“ lenkte sie ein und wandte sich ihrem Jüngsten zu, der über seinen Luganeseer Süßigkeiten jubelte, während sich ihr ein feiner Stachel tiefer und tiefer bohrte, ohne daß sie vermochte, ihn herauszureißen. Daß sie im entscheidenden Augenblick ihr Kind zurückgestoßen hatte, im Augenblick, da aus seinem schwerblütigen Wesen heraus etwas ans Licht drängte und seit den frühesten Kindheitstagen zum erstenmal um ihre teilnehmende Hilfe, um ihr Verständnis warb, das wußte sie nicht. Aber unbewußt sehnte sie sich danach, Paul etwas Liebes zu erweisen, und schlug ihm nach ein paar Tagen vor, seine Reisekameraden zu einer Nachfeier zu sich einzuladen; sie wollte auch gerne des Sohnes Lob aus fremdem Munde hören. Paul ging freudig darauf ein. Er hatte sich geärgert, daß er sich so schnell verlegt zurückgezogen und seine Kette nicht doch der Mutter gezeigt und in Verwahrung gegeben hatte. Jetzt wollte er die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, ergreifen und im letzten Augenblick vor der Rückkehr in die Schulstadt ihr seine Kette anvertrauen.

Am stattlich beladenen Kaffeetisch schlug Fritz der fröhlichen Tafelrunde einen gemeinsamen Gruß an die Familie Benani vor, und bald strömte so breit und voll der Preis der Tessiner Gastfreundschaft, vom festlichen Empfang auf der Collina d'Oro und der fürstlichen Bewirtung, bis zum Reiseproviand und den geschenkten Münzen, die alle an der Uhrkette trugen, daß die Mutter lächelnd unterbrach:

„Euch schicken wir wieder dort hinunter, da ihr so gelehrig seid. Seid bald so bereit wie eure guten Tessiner. Ja, wenn man so gefeiert wird!“

Es sollte lustig klingen, doch Paul spürte, wie alles in ihm zurückwich, was der Mutter entgegengestrebte war. Fritz aber hatte den leisen Spott erfaßt, der um den feinen Mundwinkel der Frau huschte und sich dort einnistete. Wenn er bisher so wenig wie alle anderen Paul geneckt oder seine Tat belächelt hatte, hielt er jetzt seine lang gebändigten Spottgeister nicht mehr.

„Ja,“ rissen sie ihm aus, „und die Krönung von Pauls Retterglück, den Höhepunkt der Huldigung, bei dem wir gewiß am meisten hätten lernen können, den haben wir ja gar nicht miterlebt. Da wurden wir mit dem Signore ausgeschiedt, um den Helden ganz allein der Gunst der Damen zu überlassen!“

„Was? Das hast du ja gar nicht erzählt,“ wandte sich die Mutter aufhorchend an den Sohn und bereute sogleich ihr unbedachtes Wort, als sie sah, wie Paul das

Blut in die Wangen schoß und jäh zurückfloß, wie Fritz in heimlichem Triumph die Verlegenheit des Kameraden genoß.

Aber später fand sie nicht mehr das rechte, liebevoll fragende und erlösende Wort, und Paul konnte und wollte es nicht mehr suchen. Er packte vor der Abreise die Kette in seine sicherste Tasche, und als der kleine Bruder zum Abschied auf ihm herumkletterte und nach alter Gewohnheit schelmisch seinen Rock nach Beute abtastete, stieß Paul ihn so wild auffahrend von sich, daß er weinte. Die Mutter schalt den Kleinen, im hilflosen Gefühl, daß etwas zwischen ihr und dem großen Sohne lag, über das hinweg sie sich nicht erreichen konnten, und suchte vor sich selber Rechtfertigung, indem sie die Bitterkeit auf die fremden Leute warf, die ihr den Sohn geraubt hatten.

Zum erstenmal erlebte Paul nach der Szene mit dem Bruder bewußt das Leid seiner Kindheit:

Mit der kleinen Schwester im roten Kleid war er früher zusammen auf der Mutter Schoß gefessen. Vor langer, langer Zeit. Aber während er jetzt den Kopf an die Scheiben preßte und auf die paar leuchtend gelben Leokoiendrüben an der kahlen Fabrikmauer starrte, rann ihm die wohlige Wärme ins Blut, wie sie damals zusammen sich an der Mutter weiches Kleid geschmiegt und Wange an Wange sich in ihren Arm gedrückt hatten. Dann war die Schwester gestorben. Er entsann sich nur noch, wie des Brenelis Mutter drüben alle ihre acht Leokoiendrüben plünderte und das Breneli mit der gelbbraunen Pracht im Arm weinend über den Hof gelaufen kam. Jedes Jahr umblühten dort drüben wieder acht Leokoiendrüben die graue Mauer, aber der neue Bruder trug das rote Kleid und saß allein auf der Mutter Schoß. Es hatte niemand mehr Platz neben ihm. „Wie der Kleine Ihnen gleicht, Frau Direktor,“ schmeichelte aus weiter Ferne eine aufdringlich freundliche Stimme und ließ die Mutter stolz erstrahlen, „und dem toten Schwesterlein.“ Da hatte die Mutter angstvoll den Kleinen an sich gepreßt: „Aber der darf mir nicht sterben, den geb ich nicht her!“ Paul würgte wieder das Entsetzen: das Schwesterlein durfte sterben, aber der nicht! Dann sah er sich nachts, unter der Angst gekrümmt, an des Kleinen Bett schleichen, seinen Atem erlauschen, erlöst, daß sein böser Gedanke ihn nicht getötet hatte.

Paul zählte die Leokoiendrüben drüben an der Mauer. Das Breneli, die gemeinsame Gespielin, hatte ihm der Bruder auch genommen, da die Mutter, aus Furcht, er könnte dem zarten Bruder eine ansteckende Krankheit heimbringen, ihm den Verkehr mit dem Fabrikerskind verboten hatte.

Seit dem liebevollen Abschiedskuß der Signora Enrichetta spürte Paul, was er entbehrt hatte, und sehnte sich danach.

In seinem Kosthaus lebte Paul mit seiner Kette in einer fortwährenden Verlegenheit. Da er keinen verschließbaren Winkel besaß, mußte er die Kette aus Angst vor Entdeckung durch den Zimmergenossen immer mit sich tragen und ging jeder näheren Berührung mit den Kameraden aus dem Wege. Ganz unmerklich und allmählich rückte ihn sein Geheimnis von seiner Umgebung ab. Er zog sich von den Kameraden zurück, und wenn er einmal doch an ihrem knabenhaften Treiben teilnahm, brach er

aus dem tollsten Uebermut heraus jäh ab und übergroß sie mit seinem Spott.

„Spielverderber!“ spritzte es ihm zurück. „Komischer Kerl!“

„So scher dich — zu deinen Tessinern, wenn's dir bei uns nicht mehr paßt!“ wagte es sich an ihn heran.

Alle empfanden es: Paul war in den paar Monaten seit der Tessiner Frühlingsreise ein anderer geworden, verschlossener, empfindlicher, reizbar, argwöhnisch. Ihm selber war es nirgends mehr wohl. Er freute sich auf den Herbst, der ihm mit der Maturität die Erlösung und ein freies Leben in neuen Verhältnissen, im selbstgewählten Studium, bringen sollte, möglichst weit fort. So betrachtete er alles bis dahin als lästigen Zwang, den man ertragen mußte, und hatte auch, mehr weil die Eltern es dringend verlangten, als weil es ihm Freude machte, für den Beginn der Sommerferien mit fünf Buben und drei Mädchen aus seiner Klasse eine Bergwanderung verabredet, die Fritzi und er als die Kundigsten führen sollten.

Eine liebenswürdig warme Ferieneinladung auf die Collina d'Oro, von der Mutter als überschwänglich belächelt, war schon wochenlang vorher ausgeschlagen worden. Paul hatte sich, über seine eigenen Wünsche im unklaren, kaum für die Annahme eingeseht und war fast froh, als die Mutter entschied, man wolle sich keine neuen Verpflichtungen aufladen. Doch unmerklich beschlich ihn das Gefühl, sie habe ihm die Pforte in ein ersehntes Land mit harter Hand zugeworfen, daß man sie nicht mehr öffnen konnte. Seit der Absage war keine Antwort und kein Gruß mehr von drüben gekommen, und bald begann Paul, sich zu grämen und zu sehnen, und fühlte sich in der Schule und zu Hause immer unbehaglicher.

Im halben Traum stand der Hexenturm drohend und lochend vor ihm; den Hügel wollte er emporsteigen und konnte nicht, er lag hier mit Stricken gebunden, die nicht weichen und reißen wollten, und oben winkte das Mädchen mit dem wehenden Schleier, nein, eine Hexe war es, die tanzte und lachte. „Siehst du jetzt, daß es eine Hexe ist, die dich verlocken will?“ hörte er seine Mutter sagen. Er rang sich los, aber die Fesseln wurden aufs neue um ihn geworfen, er stöhnte und ward sich — und erwachte, in Schweiß gebadet. Der Hexenturm! Der dumme Traum! Was wußte die Mutter vom Hexenturm! Den kannte ja niemand, den hatten sie nicht gesehen, die andern, ihm gehörte er, ihm ganz allein. Er holte die Kette hervor und betrachtete das Medaillon mit dem Turm und den verzerrten Weiden. Was wohl seine Geschichte war? Ach, er brauchte sie nicht zu erfahren, er wußte, daß dort ein Märchenland sich breitete, und daß er dort einmal, einmal glücklich gewesen war. Ein Märchenland! Jetzt war er in der Wirklichkeit. Wozu ans andere denken! Nein, er wollte nicht daran denken, es brachte ihm nur Qual. Es überfiel ihn wie ein Zittern, es jagte ihm das Blut in den Kopf und riß ihm oft einen Gedanken, einen angefangenen Satz jäh entzwei. Er wollte nicht — aber da war die gelbe Kette. Wenn er sie doch irgendwo vergrübe, sich von ihr befreite! Er hatte es oft versucht, und immer hatte er zuletzt mit raschem Griff sie wieder an sich gezerrt.



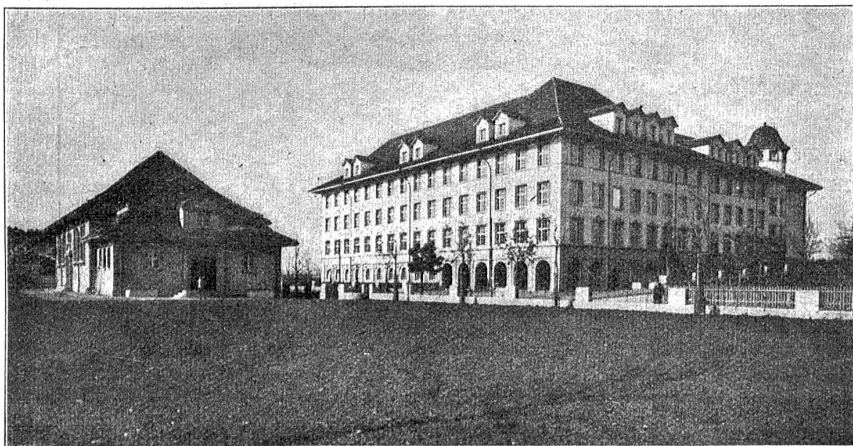
Karl Stauffer. Bildnis seiner Mutter.

III.

Für die Bergwanderung mußte Paul sich von der Kette trennen. Er packte sie, vielfach in Seidenpapier gewickelt, sorglich hinter seine Schulsachen, wechselte zehnmal das Versteck, und als er schon reisefertig, den Rucksack auf dem Rücken, unter der Türe stand, rannte er noch einmal in sein Zimmer, riß den Kasten auf, zerrte hinter allen Büchern die Kette hervor und barg sie an seiner Brust. Schon unterwegs bereute er es, daß er gegen alle Vernunft im letzten Augenblick sich von der Kette hatte bezwingen lassen. Eine kindische Torheit, die ihm seine letzte Sicherheit raubte. Wenn einer die Kette sähe! Das ertrüge er nicht.

Am Bahnhof, wo sich die Fahrteilnehmer treffen sollten, eilte Fritzi eben Leni entgegen und strahlte sie an, wie sie in ihrem grasgrünen Sweater, die grünseidene Zipfelmütze fest auf dem krausen blonden Haar, reizend aussah. Als Leni auch Paul freudig begrüßte, wurde Fritzi unsicher. Mit noch ein paar anderen aus der Klasse warb er um Lenis Gunst und hatte sich seit langem auf die Fahrt mit ihr gefreut, jetzt sollte Paul ihm diese Freude nicht stören. Der rührte zwar nicht den kleinen Finger der Mädchen wegen, aber gerade diese scheinbare Gleichgültigkeit, vom Glanz seiner ritterlichen Tat umstrahlt, schien Leni anzuziehen. Fritzi hatte sich mehr und mehr in den Gedanken versteift, daß Paul endgültig im Tessin festgelegt und gebunden sei, tröstete und stärkte sich daran, ohne sich zu gestehen, daß dieser Trost nur seinem Wunsch entsprang, und stichelte und neckte Paul, besonders in Lenis Gegenwart, bei jeder Gelegenheit.

„Lugano!“ höhnte Fritzi, als in Goldau eben der Gottthardzug einfuhr; „kannst du das sehen, Paul, und mit uns diesseits des Gottthards aussteigen?“



Das neue Schulhaus der Knabensekundarschule Bern an der Munzingerstrasse; links die Turnhalle.

„Warum nicht,“ zwang sich Paul zur Gelassenheit; „hekt wär mir's wirklich zu heiss dort unten!“ und wandte sich den andern zu.

Er spürte, wie ihm das Blut in die Wangen schoss, und fuhr tastend und streichend an seinem Rock auf und ab, ob nicht die Bernsteinkugeln sich durchdrückten und ihn verrieten, obwohl er sich schon hundertmal davon überzeugt hatte, daß die Kette gut geborgen war. Zugleich fiel sein Blick von der Aufschrift Lugano weg auf einen Italienerarbeiter, der vor dem Zuge stand und beide Arme zum Wagenfenster emporstreckte, wo ihm eine junge Frau ein kleines Mädchen herausreichte, daß er es noch einmal mit aller Inbrunst Herzen und küssen konnte.

„Das tschinggische Getue, das Geschleht vor allen Leuten!“ hörte er Friß sagen und die andern dazu lachen und lachen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Berner Schulhaus.

Als man vor ungefähr Jahresfrist die neuen Sekundarschulhäuser an der Munzingerstrasse und an der Schothaldenstrasse einweihete, war darüber nur eine Meinung zu hören: Es sind Musterschulhäuser. Dieser Befund konnte einigermaßen überraschen, da doch die Bauten während des Krieges entstanden und da sie jahrelang zur Unterbringung obdachloser Familien verwendet worden waren. Die beiden Schulhausbauten hatten eben nach einem trüben Anfang eine glückliche Schicksalswendung erlebt: Die Arbeitslosigkeit der Nachkriegszeit hatte die Stadt zur Flüssigmachung großer Kredite für Arbeitsbeschaffung genötigt, und von diesem Gelde kam nun ein schöner Teil den neuen Sekundarschulhäusern zugute. So wurde beispielsweise eine größere Summe für die künstlerische Ausschmückung reserviert, was bisher bei keinem Schulbau in dem Ausmaße geschehen war. Dank dieses Umstandes kamen Bauten zustande, die nun allerdings das moderne Schulhaus in optima forma darstellen.

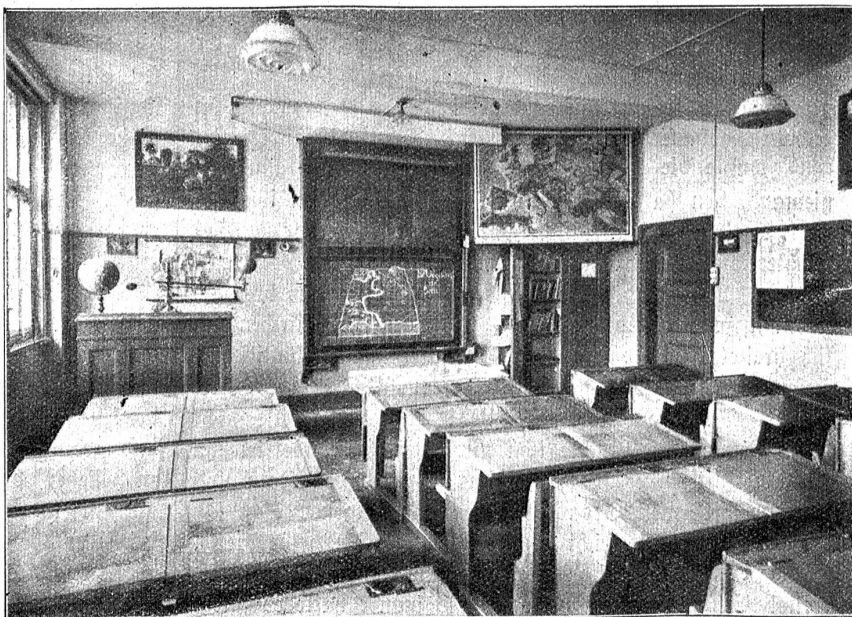
Die neuen Schulhäuser sind das Spiegelbild der Errungenschaften, die sowohl die Pädagogik wie die Architektur in ihrer neuesten Entwicklung zu verzeichnen haben. Die Erziehung z. B. stellt heute mehr als je die Forderung der harmonischen Ausbildung von Körper und Geist auf. Der

Turnbetrieb wird stark gefördert. Das drückt sich aus in geräumigen und gut-eingerichteten Turnplätzen und Turnhallen. Ferner fordert sie kräftige Betonung der Handarbeit und der Selbstbetätigung der Schüler beim Unterricht, mit einem Wort des Arbeitsprinzips. Das bringt dem neuen Schulhause das physikalische und chemische Laboratorium, die Handfertigkeitssäle, die Schul- und Versuchsgärten, die Aquarien und Terrarien, aber auch vermehrte Sammlungen aller Art. Die Baukunst hinwiederum hat gelernt, für das Zweckmäßige die adäquate Form zu suchen und zu finden. Sie verachtet alles Unwahre und Unächte in der Bauerscheinung und im Material. Sie hat heute eine unendliche Fülle von Mitteln und Methoden zur Verfügung, um den

Zweckgedanken ästhetisch gerecht zu werden; sie weiß durch edle Verhältnisse, schöne Linien, stimulierende Farben zu wirken, wo früher Quadern, Säulen und Pilaster, Marmor und Edelholz benötigt wurden. Den teuren Naturstein läßt sie dem Beton und dem Kunststein Platz machen, Holztäfer wird durch gestrichene Kuppen ersetzt, Parkett durch Lino-leum, dies immer mit Hinblick auf die Zwecknotwendigkeit und Wirtschaftlichkeit.

Es sei hier an dem Beispiel des Munzingerschulhauses gezeigt, wie ein modernes Schulhaus eingerichtet und ausgestaltet sein muß, um den Titel eines Musterschulhauses mit Recht zu führen. Der Schreiber dieser Zeilen hatte vor kurzem das Vergnügen, die Räume dieses Schulhauses unter der freundlichen und zuvorkommenden Führung des Vorstehers, Herrn Dr. Trösch, zu durchwandern. Das Haus ist nun seit einem Jahr im Betrieb; die unterrichtliche Ausstattung ist sozusagen komplett. Gerade diese beiden Begriffe, Betrieb und Ausstattung, lassen erkennen, wie zweckdienlich der Bau ausgeführt wurde.

Man betritt das Schulgebäude von der Munzingerstrasse her durch eine große offene Vorhalle. Den Wert einer solchen Halle lernt man schätzen, wenn bei Schnee-, oder Tau-, oder Regenwetter die Schülerscharen dem Schulhause zuströmen. Im Schutze dieses Raumes ist das Warten auf den Eintritt ins Schulhaus bedeutend angenehmer als vor dem ungeschützten Portal. Geräumig sind auch die



Klassenzimmer und Geographiezimmer; für Projektionen eingerichtet, mit 16 m² Wandtafel Flächen.